

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 155. Bromberg, den 10. Juli 1931.

Die Sporck'schen Jäger.

Roman von Richard Skowronnek.

I.

Die dritte Kompanie des Jägerbataillons Graf Sporck von Wartenstein kam im prallen Sonnenbrand von der Felddienstübung zurück. Der Vormittag war lang gewesen, und der kleine Hauptmann Rabenhainer, der auf seinem hochbeinigen Trakehner Halbblut an der Spitze ritt, hatte sich und seinen Leuten an Strapazen nichts geschenkt. Unter den Schirmen der Tschakos rann der Schweiß über krebsrote Gesichter, weißlicher Chausseestaub deckte Uniformen und Lederzeug, aber die Truppe marschierte in guter Haltung, und wenn der Hauptmann sich im Sattel wandte, reckten sich die Köpfe höher aus den roten Kragen und sein Blick traf blanke Augen.

Ein Ende vor der breiten Steinbrücke, die den grünlich schimmernden Stadtgraben überspannt, lenkte er den Trakehner, den der Kompaniewitz wegen seiner ausgesprochenen Hammelnase den „schönen Adolar" getauft hatte, in den Schatten einer breitästigen Linde.

„Die abgebrochenen Rotten aufmarschieren . . . marsch, marsch . . . halt!"

Wie eine Fanfare klang das Kommando. Nach ein paar Augenblicken kribbelnder Bewegung stand die Kompanie in klarer Sektionsgliederung wie eine Mauer. Hauptmann Rabenhainer schmunzelte zufrieden. Reichlich vierzig Kilometer auf staubiger Chaussee und schwerem Gelände hatte die Kompanie hinter sich, aber nicht eine Gewehrmündung rührte sich, und die Kerle drückten die Knie durch wie auf dem Exerzierplatze. Plötzlich aber zog er die Augenbrauen zusammen und sein sonnenverbranntes Gesicht färbte sich um einen Schatten dunkler.

„I da soll doch gleich ein heiliges Donnerwetter über den Schlot! Feldwebel Thiel!"

„Herr Hauptmann?"

Der Feldwebel sprang aus dem Glied, die Linke faßte nach dem Säbel, die Rechte aber mit einem im Laufe der Jahre mechanisch gewordenen Griff nach dem zwischen dem zweiten und vierten Knopf steckenden dickleibigen Notizbuch.

„Schreiben Sie: Jäger Stengel drei Tage Mittelarrest wegen Kratzens unter angefaßtem Gewehr!"

Feldwebel Thiel klappte sein Notizbuch auf und führte den Bleistift mit einer zögernden Bewegung zum Munde. Aus langjähriger Erfahrung wußte er, daß bei seinem Kompaniechef zwischen raschem Urteil und Vollstreckung sich in der Regel die Frage nach mildernden Umständen einzustellen pflegte, und richtig! Der Hauptmann beugte sich im Sattel nach vorn und sah den Delinquenten scharf an.

„Oder haben Sie etwas zu Ihrer Entschuldigung anzuführen, Stengel? . . . Die andern: Gewehr ab . . . rührt euch!"

„Nein, Herr Hauptmann! Es biß mich was, und da hab' ich mich heimlich gekratzt. Ich glaubte, der Herr Hauptmann würden's nicht sehen."

Der kleine Hauptmann lachte kurz auf, daß unter dem dicken blonden Schnurrbart die weißen Zähne blitzten.

„Haben Sie gehört, Feldwebel Thiel! Herr Stengel bildet sich ein, ich würde es nicht sehen, wenn ein Kerl im Glied plötzlich auf eigene Faust Freiübungen macht! . . . Und nun stellen Sie sich mal vor, Jäger Stengel, außer Ihnen wären noch zehn Männerchen auf die verbrecherische Idee gekommen, sich unter angefaßtem Gewehr zu kratzen, und neben mir hielte hier der Herr Oberstleutnant! Also was würde der Herr Oberstleutnant da sagen?"

Ein wenig zögernd und betreten antwortete der Jäger Stengel: „Der Herr Oberstleutnant würden sagen, das ist ja eine ganz lausige Kompanie!"

„Na, sehen Sie, und deshalb fliegen Sie jetzt für drei Tage ins Loch! Es ist Ihnen doch hoffentlich klar, daß Sie die Strafe verdient haben?"

„Jawohl, Herr Hauptmann!" Der Jäger Stengel schluckte ein paarmal, und fast trotzig kam es von seinen Lippen: „Wenn ich gewußt hätt', daß der Herr Hauptmann sich so drüber ärgern, hätt ich's nicht getan!"

„So, das tut Ihnen leid? . . . . Na, mich freut's jedenfalls, daß Sie ehrlich die Wahrheit gesagt haben, statt mich mit irgendeiner faulen Ausrede anzulügen. Also, Feldwebel Thiel: Die Arreststrafe des Jägers Stengel ist infolge Eintrittes mildernder Umstände in einmaliges feldmarschmäßiges Antreten beim nächsten Sonntagsappell umgewandelt."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Der Feldwebel schob sein dickes Notizbuch wieder zwischen den zweiten und vierten Knopf, durch die Glieder der Kompanie ging ein kaum hörbares Summen, und achtzig Augenpaare richteten sich auf den kleinen hageren Mann im Sattel des hochbeinigen Trakehners. Fast wie ein stummes Gelübde war es, mit diesem Führer, wenn's drauf ankam, durch dick und dünn zu gehen . . .

Und der Hauptmann Rabenhainer spürte es. Er reckte den sehnigen Körper in den Steigbügeln.

„Na, schön, Kerls! Jetzt aber flott und forsch das Jägerlied! Damit die anderen Kompanien, die hinter uns kommen, sich nicht einbilden, die Dritte wär' nach den paar Kilometern Sturzacker schlapp geworden." Seine Stimme stieg an, und das Kommando flog in die Mannschaft wie ein heller Schlag: „Stillgestanden! . . . Das Gewehr — über! Kompanie — marsch!"

Die Gewehre gingen mit hörbarem Ruck in die Schultern, einen einzigen dumpf dröhnenden Klang gab es, als

der erste Antritt den harten Chausseeboden traf. Drei, vier Schritte danach hob sich aus der Mitte der Truppe die rauhe Stimme des eben begnadigten Sünders Stengel:

„Ich schieß' den Hirsch im dunklen Forst."

Brausend fielen die andern ein:

„Im tiefen Wald das Reh,
Den Adler auf der Klippe Horst,
Die Ente auf dem See.
Kein Ort, der Schutz gewähren kann,
Wo meine Büchse zielt,
Und dennoch hab' ich harter Mann
Die Liebe auch gefühlt!" . . .

Vier Marschtakte Pause, dann erklang im letzten Gliede ein übermütig heller Tenor: „Jäger Meier!" Vorn antwortete ein grober Baß: „Was befiehlt der Herr Sergeant?" Und von neuem fiel der Chorus ein mit einem töricht-lustigen Zwischengesang:

„Das Kränzlein zahlt der Leutenant,
Weil er ein junges Herz verbrannt,
Im Bauernquartier;
Sporck'sche Jäger, die sind wir!" . . .

Die Kompanie marschierte im hurtigen Gleichschritt dahin, der Klang der rauhen Stimmen brach sich im Widerhall an den baumbestandenen Wällen des Städtchens, und es gab ein Getöse ähnlich dem wilden Barditus der alten Germanen, die hinter vorgehaltenen Schilden ihre Feinde in Furcht und Schrecken brüllten. Der Hauptmann Rabenhainer aber hielt unter der Linde, deren Blätter der Chausseestaub grau gefärbt hatte, ließ die Sänger unter prüfendem Blick passieren und freute sich. Freute sich, daß seine Kerls nach all den Strapazen des Vormittages noch einen so erschrecklichen Aufwand von Lungenkraft zu leisten imstande waren.

Der neben ihm stehende Oberleutnant von Vahlenberg, aus dem vornehmen Grenadierregiment Kurprinz zu den Sporck'schen Jägern neu versetzt, machte ein mißvergnügtes Gesicht und hob die Rechte an den Tschakorand.

„Pardon, Herr Hauptmann, wenn ich mir gestatte: In meinem alten Regiment waren solche anzüglichen Verse verboten."

„Ach nee! Was sangen Ihre Kerls denn da?"

„Die vorschriftsmäßigen Texte des offiziellen Liederbuches für Heer und Marine."

„Und gerne?"

Der Oberleutnant von Vahlenberg blickte ein wenig verwundert auf.

„Darüber habe ich keine Untersuchungen angestellt, Herr Hauptmann."

„Schade!" Der kleine Rabenhainer hatte sich eine Zigarette angesteckt und sog den ersten Zug mit Wohlbehagen tief in die Lungen. „Sie würden dabei nämlich gefunden haben, daß der Mensch im allgemeinen und der Militärsoldat im besonderen meistenteils zu seinem eigenen Vergnügen singt. Weniger zu dem seiner Vorgesetzten. Im übrigen aber, mein lieber Herr von Vahlenberg, haben Sie wohl die Güte, mir nicht bei jeder Gelegenheit von dem Betrieb in Ihrem alten Regiment zu erzählen. Die Anhänglichkeit ehrt Sie, aber Sie sind jetzt ja Sporck'scher Jäger."

Er lenkte seinen „schönen Adolar" mit einem Schenkeldruck an die Queue der Truppe, der Oberleutnant von Vahlenberg hob die braunbehandschuhte Rechte schweigend an den Tschako und biß ärgerlich auf den kurzgestutzten hellblonden Schnurrbart. Dieser kleine Jägerhauptmann hatte eine verdammt selbstbewußte Manier, wohlgemeinte und geziemend vorgebrachte Bemerkungen abzuschneiden. Und Ansichten entwickelte er dabei, zu denen man nur den Kopf schütteln mußte. Das Singen auf dem Marsche war doch Dienst, also wie konnte er's da dulden, daß die Kerle ihre vorgesetzten Leutnants zur Zielscheibe eines Spottverses machten? . . .

Die Kompanie rückte durch ein altertümliches Ziegeltor in das auf einer fast kreisrunden Halbinsel des großen Lenzburger Sees gelegene Städtchen. Über niedrigen Häusern und Häuschen hob sich die alte Marienkirche mit ihrem stumpfen Turm wie eine dicke Gluckhenne über ihren Küchlein. Zu ihren Füßen lag der viereckige Marktplatz. Wegen des schlechten Baugrundes in der Nähe des Sees führte die Eisenbahn in weitem Bogen vorbei, und nur zweimal täglich fuhr ein rumpliger Omnibus zu der eine reichliche halbe Stunde entfernten Station. Wenn die Lenzburger nicht „ihre Jäger" gehabt hätten, wäre es übel um sie bestellt gewesen. Ein großer Teil der Einwohnerschaft lebte von dem Bataillon: als Gastwirte, Krämer oder Handwerker, die ganz kleinen aber hatten einen Jäger in Pension, denn nur die Hälfte des Bataillons lag in der Kaserne. Die andere Hälfte wohnte wie in alten Zeiten im Bürgerquartier, und ihre Wirte bestritten einen nicht geringen Teil ihres Lebens von dem kärglichen Sold ihrer militärischen Kostgänger. Was Wunder also, wenn die Lenzburger an „ihrem Bataillon" mit ganz besonderer Liebe hingen und auch das geringste Ereignis in seinem Verbande mit inniger Teilnahme begleiteten . . .

In der Gemeindeschule läutete die Glocke, aus einem Seitengäßchen quoll ein wimmelnder Strom tornisterbepackter kleiner Gesellen. Vor der die ganze Breite der Hauptstraße füllenden Truppe stutzte die Spitze, plötzlich schrie einer auf: „Hurra, die Dritte!" und flugs drängte die Hälfte der dunklen Schar durch die Lücken der Sektionen, formierte sich auf der anderen Seite in Kolonne und marschierte auf klappernden Holzpantinen mit. Jubelnd fielen die hellen Knabenstimmen zum Nachgesang des letzten Verses ein: „Jäger Meier!" . . . „Was befiehlt der Herr Sergeant?"

Das Kränzlein zahlt der Leutenant,
Weil er ein junges Herz verbrannt,
Im Bauernquartier;
Sporck'sche Jäger, die sind wir!"

Auf dem Viereck des Marktplatzes vor der Hauptwache mit ihren zwei uralten Linden ließ Hauptmann Rabenhainer seine Kompanie in Front zu zwei Gliedern antreten. Die kleine Schar auf Holzpantinen stand in achtungsvoller Entfernung, denn jetzt kam eine dienstliche Handlung, bei der Zivilpersonen nicht geduldet wurden.

„Feldwebel Thiel!"

„Herr Hauptmann?"

„Um drei Uhr Baden. Zur Aufsicht ich selbst. Vier Uhr dreißig Stiefelappell auf dem kleinen Exerzierplatz, die Mannschaft in Drillichzeug."

„Zu Befehl!"

„Weggetreten!"

Einen einzigen Ruck gab es in der strammen Kehrtwendung, die kleine Schar jubelte auf und stürzte sich mit einem wahren Indianergeheul auf die sich auflösende Truppe, ein jeder zu dem seiner Familie gehörenden Jäger. Und die schwere Flinte stolz auf der Schulter, marschierten sie eifrig schwatzend in die engen Gassen hinab, die sternförmig von dem in der Mitte des Städtchens gelegenen Marktplatze zum Seeufer führten, zum Seeufer, wo die ganz kleinen Leute wohnten.

„Die reine Bürgermiliz", mußte Oberleutnant von Vahlenberg denken. Von seiner alten Garnison Königsberg war er einen strafferen Dienstbetrieb gewöhnt. Und, als wenn der unheimliche kleine Hauptmann seine Gedanken erraten hätte:

„Herr von Vahlenberg!"

„Herr Hauptmann?"

„Würden Sie nachher die Liebenswürdigkeit haben, für einen Sprung zu mir herüberzukommen? Zu 'ner Zigarette und einer kurzen, freundlichen Aussprache?"

„Sehr wohl, Herr Hauptmann, gerne!"

Hauptmann Rabenhainer schwang sich aus dem Sattel, übergab seinen schönen Adolar dem wartenden Jäger und wandte sich zu dem jüngsten Offizier der Kompanie. Die Aussprache schien wenig erfreulich, denn der Leutnant von Naugaard drückte die Knie durch und sein Kompaniechef forderte ihn nicht auf, die Hand vom Tschakorand zu senken.

„Herr Leutnant von Naugaard, ich habe die ganze Zeit über auf irgendein Wort von Ihnen gewartet."

„Pardon, Herr Hauptmann, ich wüßte nicht? . . ."

„So, Sie wissen nicht? Na, dann muß ich Ihnen sagen, so geht das mit uns beiden nicht weiter! Vor den Leuten möchte ich Sie nicht anschreien, aber jetzt unter vier Augen: Also, Herr, wenn Sie mir noch einmal so schlapp Ihren Dienst tun, wie heute vormittag, schicke ich Sie direktemang aus dem Gelände weg nach Hause und melde Sie dem Herrn

Oberstleutnant. Bei meinem Wort! . . . Ein junger Offizier in der schärfsten Ausbildungsperiode gehört die Nacht ins Bett, und Jagdpassion ist ja 'ne schöne Sache, aber man darf drum nicht Kopp und Kragen riskieren!"

„Herr Hauptmann?"

Der Leutnant von Naugaard reckte sich heraus, und in sein mageres Windhundsgesicht trat ein trotziger Ausdruck.

„Herr Hauptmann sprechen da einen Verdacht aus, den ich ganz gehorsamst, aber entschieden zurückweisen muß!"

Hauptmann Rabenhainer stützte sich auf den Säbel, seine Augen weiteten sich unter einem plötzlich aufsteigenden Argwohn.

„Erlauben Sie mal, was hätte ich? Einen Verdacht hätte ich ausgesprochen?"

Der Leutnant von Naugaard verfärbte sich plötzlich, und seine Stimme klang unsicher.

„Nun . . . ich meinte eben, Herr Hauptmann beabsichtigten, mich mit den wiederholten Beschwerden des Herrn Forstmeisters Rüdiger in Verbindung zu bringen."

„Wegen der Wilddiebereien in seinem Revier? . . . Ist mir nicht eingefallen! Aber möchten Sie mir vielleicht jetzt erklären, weshalb Sie auf diese immerhin recht merkwürdige Idee gekommen sind?"

„Weil . . . weil Herr Hauptmann eben bemerkten, ich würde bei meiner Jagdpassion Kopf und Kragen riskieren."

„So? . . . Dann bitte ich um Entschuldigung, das lag nicht in meiner Absicht." Hauptmann Rabenhainer sprach langsam und wog sorgfältig jedes einzelne Wort: „Ich wollte nur sagen, Sie wären drauf und dran, sich bei Ihrer übermäßigen Jagdpassion die militärische Karriere zu verderben. Dabei aber setzte ich natürlich voraus, daß Sie diese Passion in vollkommen legaler Weise betätigen. Zum Beispiel jetzt durch einen wiederholten Nachtansitz auf den starken Keiler, der sich seit vierzehn Tagen in unserm eigenen Pachtrevier herumtreibt."

„Sehr wohl, Herr Hauptmann!" Der Leutnant von Naugaard atmete unmerklich auf. „Aber auch darin sind Herr Hauptmann im Irrtum. Ich hatte heute nacht etwas anderes vor. Ein kleines Abenteuer, über das ich mich aus leicht begreiflichen Gründen nicht näher verbreiten möchte. Ich verspreche, es wird nicht wieder vorkommen, und der Herr Hauptmann werden in Zukunft keinen Anlaß mehr haben, mit mir unzufrieden zu sein."

„Herr von Naugaard!" Der Hauptmann Rabenhainer sah seinen Untergebenen fest an: „Was Sie mir eben erzählten, ist die lautere Wahrheit?"

„Die lautere Wahrheit!" Der junge Offizier erwiderte den Blick, aber in seinen dunklen Augen flimmerte ein unstetes Licht.

(Fortsetzung folgt.)

Das Glück in der Sardinenbüchse.

Groteske von **Eduard Andoy.**

Das war eine ernste Zeit für das Haus Barodi. Pinkewetter und Co. in Mützelburg an der Traufe warfen billige Sardinen auf den Markt, daß es klirrte. Es waren selbstredend Weißfische, die sie da in Öl löteten. Ganz gemeine, unterarmgroße Weißfische, die nie einen Tropfen Salz geschnuppert hatten. Aber die Preise für Ölsardinen turnten dadurch munter herab. Da kam man nicht mit. Die Fische sind schließlich das Wenigste. Die Kutter, das Blech und die weltbekannte Verpackung, der gold-silberne Kitsch, verschlangen Zentner Peseten.

Der Chef des Hauses Barodi kratzte sich das ergraute Kleingehirn, und der Prokurist Angelo Ferrajo spuckte nachdenklich zwischen seine bordeauxroten Halbschuhe. „An der heutigen Börse haben sich Barodisardinen wieder nicht aufgeheitert", sagte er dumpf. „Es wäre an der Zeit, etwas zu unternehmen."

Bartololeo Barodi stöhnte: „Was soll geschehen? Es ist zu Ende, wenn ich mit den Preisen weiter bergab hüpfe. Soll meine Tochter vielleicht das Autopolo aufgeben?"

„Uns kann nur großzügige Reklame helfen."

„Ich opfere 200 000 Peseten", schluckte der Sardinenkönig.

„Es ist zu wenig. Pinkewetter und Co. würden auf der Stelle 800 000 geben. Es wäre ein Kampf auf scharf geschliffene Pleiten. Gestatten Sie gütigst, daß ich Ihnen einen anderen Vorschlag unterbreite."

„Gern", nickte Barodi, „wenn er nicht mehr als 150 000 Peseten kostet."

„Er soll soviel wie gar nichts kosten", antwortete schlicht der Prokurist. „Vorerst werden wir die Preise erhöhen."

Bartololeo Barodi fiel die brennende Zigarre auf die gestreifte Hose. „Aber — —"

„Unterbrechen Sie mich, bitte, nicht! Zunächst werden wir also die Preise erhöhen. Wir haben jetzt Plakate in allen Städten der Welt, die sehr richtig besagen, daß Barodisardinen wirkliche Fische seien. Ändern wir diesen an sich vorzüglichen Text! Und zwar folgendermaßen: „Tochter des Sardinenkönigs ist die Prämie für Fischesser!" Und nun die Hauptsache. Wir legen notariell in eine Schachtel der Jahresproduktion einen Zettel, und der Gewinner dieses erhält die Hand Ihrer Tochter . . ."

„Aber — —" rang Barodi nach Sauerstoff

„Lassen Sie es meine Sorge sein!" beruhigte Ferrajo. „Gönnen wir dem Auslöser zu Reklamezwecken ein kurzes Glück, dann wird Dotters Tajone die Sache deichseln. Man wird die Ehe anfechten. Dispensen, Interventionen, Rektifizierungen und Berufungen werden einander die Fersen wundtreten. Sie setzen nicht das Geringste aufs Spiel, und alles wird, wie es vorher kam. Ihre Tochter kann dann noch immer in eine verwandte Branche ehelichen. Aber der Zweck ist erreicht. Pinkewetter und Co. ersticken in Weißfischen mit Sonnenblumenöl."

Bald darauf krächzten Plakate in den Weltsprachen, und von den Litfaßsäulen lächelte Senorita Barodi.

Das Haus hatte beflaggt. In Gegenwart des Präsidenten der Republik wurde der glückbringende Zettel in Blech verkapselt. Zwei Volksvertreter trugen Reden auf den Röllchen. Es wurde gefilmt, rundgefunkt, und es fanden zwei Stierkämpfe statt. Eine Gleichschrift des Kupons lag auf knallrotem Samt in einer Glasvitrine des Handelsmuseums. Zwei bewaffnete Polizisten wandten kein Auge davon ab. —

Das war vorauszusehen. Pinkewetter und Co. ruderten dem Konkurs entgegen. Barodisardinen wurden mit Schlagsahne und Pellkartoffeln gegessen, und neue Industrien entstanden. Wochenendhäuser aus altem Büchsenblech. Der Koupon wurde nicht eingelöst. Ein Jahr verplätscherte. Senorita Barodi entsagte jedem Flirt und harrte täglich frisch gestrichen dem Glück entgegen.

Doch es kam so, wie es kommen mußte.

Der zweimastige Gaffelschoner „Rosfleesh" kroch bei flauem Winde von Ponape nach Nauru. Der Matrose Steffen Peters machte „rein Schiff". Das war um drei Uhr am 160. Längengrad. Um halb vier Uhr wurde das Meer marineblau, um vier Uhr schlitterte ein Taifun heran. Der Matrose Steffen Peters band sich an die Whiskyflasche. Es nützte nicht viel. Die „Rosfleesh" krachte gegen eine Korallenbank und sackte ab.

Zwei Stunden knabberten die Wogen an Steffen Peters, dann spien sie ihn mit Recht ans Land. Das war ein Riff, auf dem auch Robinson verhungert wäre. Als Steffen Peters erwachte, hatte er rote Wut in der Birne wegen des „rein Schiff". Er durchstolperte das Eiland nach allen Regeln der Schiffbruchsliteratur. Es gab nur Steine.

So schlurften zwei Tage endlos vorüber. Dann bekam Steffen es mit dem Schluchzen, und er zerbiß sich einen Eckzahn am Korallenkalk. Am dritten Morgen war er schwach vor Unglück und Hunger. Aber um sechs Uhr mittelaustralischer Zeit hüpfte gold-silberner Kitsch über die Wellen, und Steffen Peters warf jauchzend die Arme.

Eine Schachtel Barodisardinen, der Abschiedsgruß des „Rosfleesh". Eine Stunde arbeitete Steffen mit scharfem Stein und blutenden Fingern. Dann öffnete sich kichernd das Blech. Aber die Schachtel war leer. Nur . . . zwischen Blei und Watte eingebettet lag ein Zettel, der folgendes in allen Weltsprachen hüstelte: „Sie Glücklichster der Glücklichen! Segnen Sie diese Stunde und benutzen Sie den nächsten Zug nach Lissabon! Sie sind der Eidam des Sardinenkönigs."

Da stieß Steffen Peters einen quadratmetergroßen Fluch aus, zerfetzte das Papier und weinte. Eine Seemöve hackte

die Kuponschnitzel aus den Steinen. — Noch heute bangt Klara Barodi dem Glück entgegen. Sie ist nicht jünger geworden. Barodisardinen sind nach wie vor unerschütterlich.

Abend.

Mir war ein Tag beschieden,
Von dem noch Glanz zu sehn.
O Frieden, o Abendfrieden!
Goldwolken, die ruhend stehn!
Farben, die zart verfließen,
Wie auf einem Rosenblatt!
Ich will den Zauber genießen,
Den mein Abendhimmel hat.

Frida Schanz.



Bunte Chronik



* **Die Ringelwürmer und der Mond.** Gegen Ende des November oder in den ersten Tagen des Dezember erleben die Eingeborenen von Fidschi, Samoa und Tonga einen Tag großer Freude. An einem bestimmten, mit dem Novembermond in Zusammenhang stehendem Datum füllt sich nämlich unversehens das Meer mit einer solchen Menge von Ringelwürmern, daß es einer riesigen Mehlsuppe gleicht. Bei diesem Anblick stürzen sich die Eingeborenen sofort in ihre Boote, um möglichst viel von diesem Meeres-Manna einzuheimsen, das sie „Palolo", das heißt Ölspende, nennen, weil sie aus den Eiern des Wurmes Öl zu gewinnen wissen. Der Vorderteil des Wurmes bohrt sich in dieser Zeit tief in die Gänge der Korallenriffe ein. Es besteht offenbar ein merkwürdiger Zusammenhang zwischen der Eierreife einerseits und den Phasen des Mondes andererseits. Auf den Neuen Hebriden trifft der Palolo ganz regelmäßig zu einer bestimmten Stunde am Abend des letzten Viertels des Oktobermondes ein. Die Eingeborenen fischen ihn mit den Händen bei Fackelschein. In Japan und auf den Antillen existieren andere Arten des Palolo, die ebenfalls ganz regelmäßig auftreten. In Neapel erscheint eine Art von Borstenwürmern beim ersten und letzten Mondviertel. Auch in Frankreich hat man die Beobachtung gemacht, daß zwischen dem Erscheinen der Ingel- oder Borstenwürmer und den Mondphasen ein ganz bestimmter Zusammenhang besteht. Bei gewissen Arten der Würmer geschieht die Abstoßung der Eier unter seltsamen Tänzen, die von den männlichen Exemplaren zum Vergnügen der Weibchen ausgeführt werden.

*

* **Ziegenmilch gegen Blitzgefahr?** In früheren Jahrhunderten war man der Ansicht, daß ein Feuer, das durch einen Blitzstrahl verursacht worden ist, nicht mit gewöhnlichem Wasser gelöscht werden könne, sondern daß dazu andere Löschmittel notwendig seien. Diese Ansicht kam auch in einer offiziellen Berliner Feuerordnung aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts zum Ausdruck. Es hieß in dieser Feuerordnung ausdrücklich: Feuer, das durch einen Blitzstrahl verursacht worden ist, könne, wie von alters her bekannt, niemals durch einfaches Wasser gelöscht werden. Am besten sei es, dabei Ziegenmilch zu verwenden; habe man diese nicht zur Hand, so müsse das Wasser durch bestimmte Zutaten gegen das „Blitzfeuer" erst „sicher" gemacht werden. Ob die Berliner Ratsherren, die diese Feuerordnung erließen, selbst ausprobiert haben, daß „gewöhnliches" Wasser gegen das „Blitzfeuer" nicht hilft, wird nicht berichtet.

Lustige Rundschau



* **Unstillbare Wißbegier.** Vater (ärgerlich über die unablässigen Fragen seines Jungen): „Du weißt doch, Peter, daß die Katze infolge ihrer Neugierde gestorben ist?"

„Vater, was war das eigentlich, was die Katze wissen wollte?"

Bescheiden.



„Mein Mann kommt sofort zurück. Was darf ich Ihnen anbieten: Bier, Kognak, ein Glas Wein?"

„Ja, bitte."



Rätsel-Ecke



Rätsel.

Herrlich gelegen am Meere, im Hafen
die stolzesten Flaggen
Segelnd herein und hinaus, fördernd
den regen Verkehr —
Werde ich, stellst du mich um, gesucht nur
von niedern Naturen,
Aber zu meiden mich stets, glückt auch
den edelsten nicht.

*

Schlangen-Rätsel.

Ein Züricher Kaufmann besuchte sieben Ortschaften, die merkwürdigerweise dadurch mit einander verbunden waren, daß der letzte Buchstabe eines Ortsnamens mit dem ersten Buchstaben des nächsten Ortsnamens gleichlautend war. Dieser Wink wird es erleichtern, durch Ersetzen der Punkte durch Buchstaben die richtigen Orte zu finden.

Aufgabe: ● ie ● — ● u ● ● r ● — ● e ● c ● a ● e ● — ● a ● g ● a ● — ● ſ ● e ● — ● or ● c ● ac ● — ● eri ● a ●

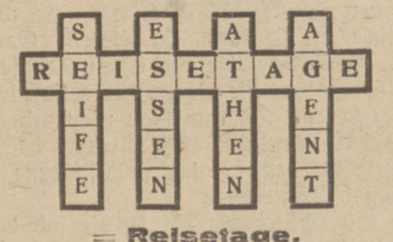
*

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 149.

„Ein Idyll aus der Speisekammer":
Brei — Regal: Lagerbier.

*

Gitter-Rätsel:



= Reisetage.

*

Kreuz-Rätsel:

Ro	se
ma	gen

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.